

Alpfahrt der oberen Zehntausend

Autor(en): **Rosenbaum, Harry**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **13 (2006)**

Heft 148

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-885198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alp

von Harry Rosenbaum

Appenzell ködert mit Discount-Steuern. Die Reichen und Superreichen sollen ins Appenzellerland ziehen. Dabei geraten sich die beiden Halbkantone ins Gehege.

Seit 1999 hat Appenzell Innerrhoden seinen Steuerfuss mit Non-Stop-Revisionen des kantonalen Steuergesetzes um 23 Prozent heruntergefahren und trotzdem 15 Prozent mehr eingenommen. Das Steuersubstrat ist gewachsen und wächst munter weiter. Innerrhoden ist heute die einzige Randregion der Schweiz, die eine Bevölkerungszunahme aufweisen kann – Dank sei den fiskalischen Tiefflügen. Zahlten noch bis vor wenigen Jahren knappe sieben Prozent der «Mitlandleute», wie die Einwohnerinnen und Einwohner im Landsgemeinde-Jargon heissen, 50 Prozent des Steuereinkommens, sind es heute schon über zehn Prozent. Anfang der neunziger Jahre waren die Steuerfranken vonseiten juristischer Personen kaum der Rede wert. Heute hingegen entrichten Innerrhoder Unternehmen 20 Prozent des gesamten kantonalen Steuereinkommens. Damit diese Entwicklung mit steigender Tendenz weiter geht, hat das Landsgemeindevolk im vergangenen April einer weiteren Steuergesetzesrevision zugestimmt, womit die Gewinnsteuern für Unternehmen 2007 vom bereits schon tiefen Satz von 11,5 auf für die Wirtschaft paradiesische 9,5 Prozent heruntergefahren werden. Steuern sind im bis vor kurzem reinen Landwirtschafts- und notorischen Subventionskanton ein Lenkungsinstrument geworden, das dafür sorgt, dass das bevölkerungsärmste Mitglied der Eidgenossenschaft nicht ausstirbt, sondern zum attraktiven Unternehmensstandort und zur bevorzugten Wohnadresse mutiert. Das geht nicht ohne einen Top-Ten-Platz im schweizerischen Steuer-Ranking. In der Ostschweiz stehen die Innerrhoder bereits zuoberst auf dem Treppchen und in der helvetischen Steuerlandschaft auf Platz 5 für Unternehmen und auf Platz 9 für private Personen. Das erklärte Ziel der Regierung: Bevölkerungswachstum und jährlich zwei Prozent mehr Steuereinnahmen sowie mehr qualifizierte Arbeitsplätze; die Misthaufen sollen potenten Firmen Platz machen.

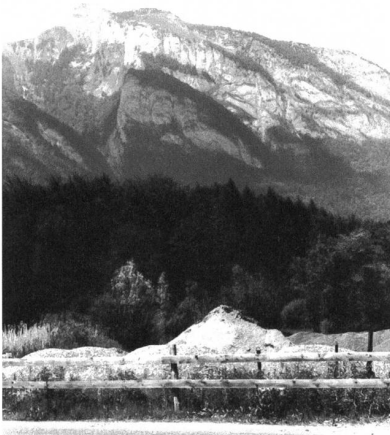


Bild: J. St.

12

GAMSER SÄNTIS

von Jolanda Föh-Weilenmann

«Komm rauf, kannst runterschauen», wirbt die Internetseite vom Säntis. Also wirklich! Dafür braucht eine Rheintalerin doch nicht auf den Säntis zu steigen. Hat nicht so gut wie jedes Rheintaler Dorf seinen eigenen Berg? Was dem Sarganser der Gonzen, ist dem Sennwalder die Stauberer, dem Seveler der Alvier. Wenn der Grabser den Margelchopf anhimmt, schaut der Gamser zum Mutschen-Kreuz, der Saxer zur Saxerlücke. Die Rütthner und Oberrieter wiederum haben Kamor und Hohen Kasten. Selbst die Montlinger können mit dem Muntlinger Bergli aufwarten. Und der untere Teil des Rheintals erfreut sich an den lieblichen Hügelzügen im Rücken, dem Wein, der darauf wächst, dem Weitblick bis hinüber zu den Tiroler Spitzen und singt dazu aufs Innigste das Kufsteinerlied.

Der Säntis? Der fällt uns kaum ins Auge, und wenn, dann höchstens bei Föhn, wenn wir bei St. Margrethen um die Ecke biegen. Dann, zugegeben, sieht er reizvoll aus, der Riese aus der hinteren Bergkette. Jedoch in der ersten Reihe liegen für uns die Kreuzberge mit seiner Hoheit, dem Kasten. Den reklamieren wir allerdings für uns. Der hat so seine Wichtigkeit in unserem Leben. Manche Rheintalerin wird sich erinnern, dass ihr in ihrer Jugend erst gestattet wurde, die handgestrickten Strümpfe auszuziehen, wenn auf dem Hohen Kasten kein Schneefleck mehr zu sehen war. Zum Glück hatte der Säntis da nicht auch noch mitzureden.

Wenn es um Höhenmeter geht, das wissen auch wir Rheintaler, kann es im Osten der Schweiz keiner mit

dem Säntis aufnehmen. Es lässt uns unbeeindruckt. Neidlos lassen wir den Fürstenländern, Stadt-St. Gallern und Appenzellern ihren Logenblick auf den Grössten im Alpstein und die Einbildung, der Säntis sei für alle Ostschweizer das, was das Matterhorn für die Japaner ist.

Doch auch wir Talleute wissen, was sich gehört, und deshalb machen wir der Säntis-Majestät gelegentlich unsere Aufwartung; wir bewundern in seinen Betonhallen die rotbackigen Reklameappenzeller auf Käseplakaten, schauen durchs Glasfenster den Bergdohlen zu, stecken unsere Nase kurz in den Biswind – doch dann ziehen wir uns rasch in die Bergwirtschaft oder über den Lisengrat zurück. Es soll Rheintaler geben, die an Sonntagen «schnell mal eben auf den Säntis steigen». Nur um festzustellen, dass die Sicht auf ihr Tal von den heimischen Höhen aus eindeutig besser ist. Was soll ein Rheintaler auf den Bodensee äugen, wenn ihm der Rhein vor den Füßen vorbeispringt? Was kann den Rheintaler ein Alter Mann reizen, wenn er stets Drei Schwestern bewundern darf? Eben. Sollen sich die übrigen St. Galler und Appenzeller den Säntis teilen – der östlichste Ostschweizer bleibt bescheiden, zufrieden mit seinem Kasten und ist höchstens leicht verwundert ob der Bemühungen, dort oben ein Drehrestaurant zu bauen. Was braucht es sich zu drehen, dieses Restaurant, wo doch das schönste Tal immer direkt vor einem liegt, wenn man nur in die richtige Richtung zu schauen weiss.

fahrt

der oberen Zehntausend

Zwist mit den Brüdern

Appenzell Ausserrhoden sieht sich seit geraumer Zeit vom kleinen Bruder fiskalpolitisch an die Wand gedrückt, weil schon einige seiner guten Steuerzahler über den Zaun gezogen sind. Was also anderes tun als die degressive Steuerbombe zünden? Am 21. Mai haben die Stimmberechtigten ein buntes Steuergesetz gutgeheissen, wonach vom Goldsegen der Nationalbank 50 Millionen an die Gemeinden ausgeschüttet werden. Dieses gigantische Sponsoring, zu dem kein anderer Kanton gegriffen hat, soll den schnellen Durchstart ins goldene Tiefsteuerzeitalter ermöglichen. Für die bereits abgabefreundliche Gemeinde Teufen, die seit 1947 die Steuern nicht mehr zu erhöhen brauchte, ist das der Gewinn des Jackpots. Das bisherige schwyzerische Millionärs-Eldorado Wollerau ist von der Sonnenterrasse im Appenzellerland über Nacht in den Schatten gestellt worden. Wer 8,5 Millionen Franken und mehr verdient, lebt in Teufen schweizweit auf tiefstem Steuerfuss. Auch die nicht ganz märchenhaft Reichen erwarten in Appenzell Ausserrhoden rosige Zeiten. Denn ab 1,5 Millionen Franken Einkommen und 50 Millionen Franken Vermögen gibt es happige Steuerrabatte. Degressive Steuern, das heisst die Umkehrung der Progression ab hohem Einkommen und grossem Vermögen, haben 2001 ein paar Schaffhauser Sozialdemokraten erfunden, um Reiche an den Rhein zu locken, die es damals in der Gegend noch nicht gegeben hat und deren Fehlen den Kanton beinahe an den Rand des Ruins brachte. Obwalden hat schliesslich mit absoluten Steuertiefstsätzen – im Nachzug – die grossen Kantone, die wegen der Zentrumslasten kein solches Dumping betreiben können, zu Tode erschreckt. Die Ausserrhoder konnten nur noch abspicken.

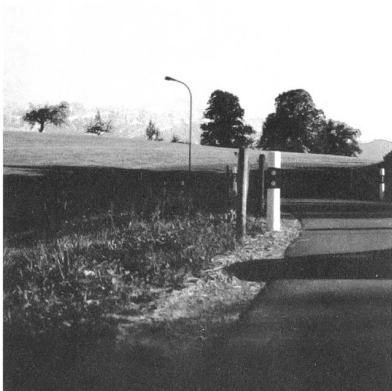
Im Anschluss an die Reformation haben die Appenzeller vor fast 500 Jahren friedlich ihr Land geteilt. Ob sie das auch mit den zu erbeutenden Superreichen tun werden, wird sich erst noch zeigen. Im Vorfeld der letzten Innerrhoder Landsgemeinde jedenfalls haben sich einige Politiker gefragt, ob mit dem Steuer-Dumping letztlich nicht eine unkontrollierbare Kettenreaktion ausgelöst wird: Senkt Ausserrhoden

die Abgaben an den Staatsäckel, muss es automatisch auch Innerrhoden tun und umgekehrt. Theoretisch geht das so weit, bis der Steuersatz bei Null angelangt ist. «Beisst sich da am Ende nicht die Katze in den eigenen Schwanz?», dachte einer der Herren vom Grossen Rat im Parlamentsaal an der Hauptgasse laut. Sorgen auf dem Steuerkarussell treiben auch den Ausserrhoder Finanzdirektor Köbi Frei um. Im Kanton gibt es derzeit höchstens fünf Steuerzahler, die über 1,5 Mio. Franken verdienen. Die zu halten ist laut Frei nicht einfach, wenn der kleine Bruder in Innerrhoden ebenfalls mit attraktiven Bedingungen um die Topverdienerinnen und Topverdiener buhlt. Der Gemeindehauptmann von Teufen, der frühpensionierte Swisscom-Manager Gerhard Frey, sähe es am liebsten, wenn sich deutsche Geldsäcke auf seiner Sonnenterrasse niederliessen. Dann gäbe es keinen freund-eidgenössischen Knatsch.

Futterneid

Der ist wohl kaum zu vermeiden, zumindest in der freund-sanktgallischen Beziehung nicht. Teufen hat schon immer wegen des milden Steuerklimas reiche Gallusstädter angezogen: Textiler, Bankiers, Ärzte, Anwälte und gut betuchte Pensionäre. Die Verwaltung wird es nicht verhindern können, dass einige der rund 90 Millionäre erneut dem Stadtbären «ttschüss» sagen und sich bei einem der beiden Appenzeller Problem-Bären einnisten werden. Stadtnächstes Steuerasyl ist Teufen. Gallig ist natürlich auch der Kanton. St.Gallens Finanzdirektor Peter Schönenberger hat im Sonntagsblick-Interview auf die Frage, ob Appenzell Ausserrhoden mit seinem Steuersystem jetzt reiche Ausländer anlocken wolle, gesagt: «Nein, Appenzell Ausserrhoden will seinen Nachbarn die besten Steuerzahler wegschnappen. Ausländer können bereits jetzt ein Pauschalabkommen abschliessen. Ein grosser Kanton wie St.Gallen kann sich die Spielchen der Ausserrhoder nicht leisten. Die Ausfälle wären zu hoch.»

Auch die St.Galler Legislative ist böse auf die Appenzeller beider Couleur. SP-, CVP- und grüne Kantonsräte interpellierten bei der Regierung, damit diese einen Bericht über die Zentrumsleistungen an die



ST.GALLER SÄNTIS

von Hans Fässler

Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte geglaubt, was der Berner Aristokrat Albrecht von Haller 1729 über die Natur geschrieben hatte: «Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen / Weil sich die Menschen selbst die grössten Plagen sind / Dein Trank ist reine Flut und Milch die reichsten Speisen / Doch Lust und Hunger legt auch Eichel Würze zu / Der Berge tiefer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen / Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein als du! / Dann, wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder.» Der Sântis war immer schon da gewesen: Am Horizont von Peter und Paul aus und von der Solitüde. Nichts Besonderes. Für ein Kind einfach ein Berg. Dann wurde er zum Skiberg und die Abfahrt über Wagenlücke und Seealpsee zum grossen Abenteuer. Der Gipfelhang war vereist, wenn man zu früh, der Sulzschnee unten in der Wasserauen pflotschig, wenn man zu spät dran war. Geschichten kursierten von Abstürzen im Messmerkamin und von Felsen, die man wegsprengen musste. Am Schluss wusch man die dreckigen Skier in der Sitter, und von der Frühlingssonne glühte einem der Kopf.

Dann wurde der Sântis langweilig. Ein hässlicher, nutzloser Berg, für Wanderer mit Halbschuhen und Car-Ladungen voll japanischer Touristen. Wir waren die richtigen Alpinisten, die Kletterer, die harten jungen Männer, die von Claudio Bonatti und den Dolomiten träumten. Uns interessierte die «Flugroute» in der Nordwand des ersten Kreuzbergs, die direkte Südwand des Hundsteins, der glatten Wand der westlichen Dreifaltigkeit. Der Sântis war brüchig, seine Flanken mit Gras durchsetzt, und allenfalls taugte noch der Weg über die Kammhalde als winterliche Trainingstour für die richtigen Eiswände. Vielleicht gelangte man einmal noch im Winter via Meglisalp und Bötzel zur Bollenwees, wenn keine Lawinengefahr herrschte. Aber sonst hielt man sich von dem Berg fern, der immer mehr verbaut und mit Technik vollgestopft wurde.

Hat der Sântis eine «Würde»? Die Frage wurde unvermittelt in der Arbeitsgruppe aufgeworfen, welche an der neuen St.Galler Verfassung arbeitete und für die ich eine Präambel entworfen hatte: «Aufbauend auf den Gedanken der französischen Männerrechtsklärung von 1789, der französischen Frauenrechtsklärung von 1791, in der Absicht, Freiheit und Recht zu schützen, den Menschen ein Leben in Würde zu ermöglichen ...» Jemand schlug vor, von der «Würde der Schöpfung» zu sprechen, und ein anderer meinte, Mensch und Tier hätten eine Würde und ebenso ein Berg. Demgegenüber vertrat ich mit Vehemenz, letzteres sei Esoterik und gehöre nicht in ein Grundgesetz, welches auf den Gedanken der Aufklärung fusse. Heute ist der Sântis wieder einfach da. Als Ärgernis, wenn die Oldtimershow auf dem Gipfel und die Silhouette im Logo von Herisau ihn zum Standortmarketing missbrauchen. Als Erinnerung an den Vater, der immer stolz darauf war, dass unsere Heimatgemeinde Hundwil bis auf den Gipfel hinauf reiche. Als Wanderberg über die «Nasenlöcherroute» und die Öhrligrueb. Als unverschämtes schönes Stück Heimat, wenn man ihn verschneit in der Ferne aufragen sieht.

Appenzeller Halbkantone erstellen lasse. Es soll klar gemacht werden, wo und wie viel die Bergler profitieren. Für die Räubereien am St.Galler Substrat soll dann die Vollkostenrechnung präsentiert werden, meinen die Parlamentarier. Das wird die Bergler aber kaum zur Räsion bringen. Schliesslich liebäugelte auch St.Gallen mit degressiven Steuersätzen. Die Regierung hat aber wegen Machbarkeitsbedenken die Idee aus der Botschaft zur Steuergesetzesrevision gestrichen. Dafür sieht das Steuerpaket, das 2007 in Kraft tritt, einen tieferen Gewinnsteuersatz für Unternehmen vor. Damit soll die Wirtschaft rund 50 Millionen Franken sparen. Bereits in Kraft sind Steuererleichterungen für Wohneigentum.

Das treibt Otto Normalverdiener auf die Palme.

Privilegiert und charakterlos

Möglicherweise bremsen erst die negativen Folgen von Tiefsteuern die beiden Appenzell in ihrem Tun. Die oppositionelle Gruppe für Innerrhoden (GFI) hat die Steuervorlage an der letzten Landsgemeinde bekämpft und auf die überhitzte Bautätigkeit rund um das Dorf Appenzell, die steigende Bodenpreise und die höheren Mieten hingewiesen. Auswirkungen der Steuerpolitik, die bereits jetzt spürbar sind. Ganz ähnlich in Ausserrhoden, vor allem in Teufen, wo nach den Worten von Peter Wegelin, des früheren St.Galler Kantonsbibliothekars und FDP-Mitgliedes, «eine charakterlose Siedlung für Steuerprivilegierte» im Entstehen begriffen ist.

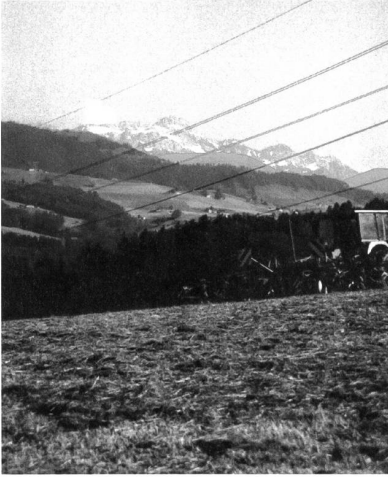
Möglicherweise verursachen die Steuerabenteuer auch einen schweren Imageschaden, der weder mit Käse, noch mit Sennentum, noch mit einem Zäuerli und schon gar nicht mit einer Alpsteinwanderung wieder gut zu machen ist. Aus Bevölkerungsumfragen weiss man inzwischen: Degressive Steuerfragen widersprechen dem Gerechtigkeitssinn der Schweizerinnen und Schweizer und werden als höchst unanständig taxiert, vor allem, wenn ein Gewerbetreibender 14 Prozent seines Gewinnes dem Fiskus abliefern muss, ein Industriekonzern aber nur acht. Das treibt Otto Normalverdiener auf die Palme.

Das extreme Steuerdumping, das die Appenzeller genüsslich zusammen mit den Obwaldnern, Schwyzern und Schaffhausern betreiben, ist mit Blick auf das Rechtsgleichheitsgebot der Bundesverfassung heikel, dem staatstragenden interkantonalen Solidaritätsgedanken abträglich und für viele Ökonomen auch wenig sinnvoll, weil nicht nachhaltig wirksam, sondern nur ein Mittel zum Zweck. Vielleicht ist der von den kleinen Kantonen inszenierte Steuerkrieg auch endlich die Chance für die SP, eine ihrer immer wieder aufgegleisten Steuerharmonisierungs-Initiativen durchzubringen. Neuste Version ist die Ankündigung eines Volksbegehrens, das einen Mindeststeuersatz für obere Einkommen und Vermögen einführen will.

Harry Rosenbaum, 1951, ist Journalist und Reporter, u.a. für die Nachrichtenagentur AP und den Sonntagsblick.

unbenannte Gedanken





HERISAUER SÄNTIS

von Gabriele Barbey-Sahli

Bin ich vor dreissig Jahren etwa wegen dem Säntis ins Appenzellerland gekommen? Bestimmt nicht. Ich bin gekommen, weil ich hier eine mir zusagende Stelle gefunden habe. Aber: Wäre ich auch nach – sagen wir mal – Wettingen AG gegangen? Oder nach Willisau LU, statt nach Herisau AR? Eher nicht. Das Appenzellerland und seinen Symbol-Berg hatte ich Ende der sechziger Jahre ein wenig kennengelernt, während einer kleinen Ostschweizer Reise mit meinen Eltern. Kaum jemand aus meinem Freundeskreis interessierte sich für diese Gegend, und das lockte mich. Ich kam also, ganz unbeschwert, aus der Stadt Bern nach Herisau, an den Fuss des Säntis, oder genauer: an den Saum des Säntis. Die lokalen Besonderheiten dieser Gegend lernte ich ganz freiwillig und ganz allmählich kennen. Die alpeinigen Abgründe, zum Beispiel, die geologisch-topografischen und die poli-

tisch-psychologischen. Dieses kalkig Geglättete, dieses von Generationen glänzend Gescheuerte auf übervolkerten Bergwegen, den oft ausgesetzten.

Ehrlich gesagt, am allerliebsten ist mir der Säntis auf Distanz. Vom Herisauer Lutzenland, von der Hemberger Loipe oder noch weiter weg, von der Konstanzer Seeufer-Promenade aus. Hier ist er eine schöne Kulisse am Horizont, eine verlässliche Orientierungshilfe. Auch wenn man weiss, dieser Säntis ist mitnichten der einzige wichtige Berg und Höhepunkt: Jeder Ort im Alpenbogen, der etwas auf sich hält, hat seinen Säntis, seinen Niesen, Pilatus, San Salvatore, seinen Salève. Klar doch, in Zeiten des Standortmarketings.

Gäbs ein Appenzellerland ohne Säntis? Ohne Schwebbahn, ohne Parkplatz mit Natureerlebnispark, ohne Skiabfahrten auf eigene Verantwortung, ohne Oldtimer-Ausstellung, ohne Gipfeltreffen für die Cervelat- und Pantliprominenz, ohne Kuschelwochenende (der Schmuse-Berg), ohne Gutscheine für eine Hin- und Rückfahrt mit Säntiszmorge? Nein. Ein säntisfreies Appenzellerland ist ganz und gar undenkbar, wirtschaftlich und kulturell. (Das Umgekehrte, ein Säntis befreit vom Appenzellerland, ist dagegen vorstellbar, oder?)

Es kommt vor, besonders sonntags, dass ich aufwache und halb ängstlich, halb hoffnungsvoll meinen Mann frage: Ist der Säntis noch da? Und weil wir nicht mit Säntisblick wohnen, machen wir jeweils einen kleinen Spaziergang, um uns zu vergewissern. Bis jetzt war er immer noch da, mal greifbar nahe, mal in geradezu hehrer Ferne, mal vernebelt. Und was, wäre er eines Tages nicht mehr da? Freie Sicht aufs Mittelmeer? Kaum. Denn dahinter, zwischen Wildhaus und Genua stünde ja dann der Chäserrugg, der Piz Sardona, das Rheinwaldhorn.

Eben: «Es soll Orte geben, wo man den Säntis nicht kennt», hat Ivo Ledergerber geschrieben. Aber wir wissen ja: Wer keinen Säntis hat, braucht einen!

bleibt nach dem bild



nahe daneben

